

Mein Vater, Anton Lorenz, wurde am 14.10.1905 in Wiesbaden-Sonnenberg geboren. Er verbrachte dort seine Kindheit und Jugendzeit mit seinen sechs Geschwistern. Schon als kleiner Junge musste er hart arbeiten. Er war sehr naturverbunden, deshalb wurde er Holzfäller im Wiesbadener Stadtwald. Sein Wunschtraum war es, eines Tages einmal in den weiten Wäldern von Kanada oder im Urwald von Afrika zu arbeiten.

Seine Eltern stammten aus einer interessanten Familie in Sonneberg in Thüringen. Ein Onkel war Kapitän auf der Hamburg-Amerika-Linie; ein anderer Onkel war sehr groß, deshalb diente er 1870-1872 in der Kaiser-Garde „Die langen Kerls“. Die Eltern meines Großvaters besaßen dort eine Spielwarenfabrik. Opa hatte eine sorgenfreie Kindheit verbracht. Doch das Wanderblut steckte in seinen Adern und es trieb ihn in die Welt hinaus. Schon mit sechs Jahren ging er das erste Mal mit einem Zirkus auf und davon. Seine Eltern konnten ihn aber wieder nach Hause zurückholen.

Gleich nach dem Schulabschluss verließ er sein Elternhaus und zog in ganz Deutschland herum. Arbeitete mal hier und mal dort, nirgends hielt er es lange aus. Im Allgäu gefiel es ihm recht gut, dort blieb er etwas länger. Auf einer Hochalm arbeitete er als Senner, Käser und Schweitzer. In seiner Freizeit beschäftigte er sich mit Naturheilkunde, er war sehr gescheit. Doch wie immer blieb er auch hier nicht, er zog weiter und kam nach Wiesbaden-Sonnenberg.

Vielleicht war es die Namensgleichheit seines Heimatortes, dass er endlich sesshaft wurde. Auf dem Erbenheimer Flugplatz, der damals gerade gebaut wurde, fand er eine interessante Arbeit als Drainagemeister. Ab und zu fuhr Großvater zu seinen Eltern nach Thüringen. Dort lernte er seine Frau Pauline kennen. Sie war Dienstmädchen bei seinen Eltern. Pauline, meine Oma, war ein armes Waisenkind, sehr fleißig und bescheiden. Die Eltern hatten gegen eine Heirat nichts einzuwenden.

Nach der Hochzeit zog das Paar nach Wiesbaden-Sonnenberg und blieb dort bis an ihr Lebensende; beide wurden 90 Jahre alt – obwohl ihr Leben aufregend, entbehrungsreich und bescheiden war.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, war unser Opa einer der ersten, der sich freiwillig zum Militär meldete. Die Unruhe hatte ihn wieder gepackt. Er zog in den Krieg hinaus. Großmutter stand mit sieben kleinen Kindern alleine da und musste sehen, wie sie die vielen hungrigen Mäuler satt bekam; sie waren alle zwischen fünf und 14 Jahre alt. Mein Vater war neun Jahre alt und half seiner Mutter wo er nur konnte.

1918 kam Opa als Invalide aus dem Krieg nach Hause. Er konnte keine schwere Arbeit mehr leisten, sie lebten von Sozialhilfe und was Großmutter

als Putzhilfe dazu verdiente. Im Zweiten Weltkrieg verloren sie ihre ganze Habe, Wohnung und Einrichtung durch die Bomben.

Meine Mutter hieß Johanna Bleidner. Sie wurde am 18.6.1908 in Wiesbaden-Dotzheim geboren. Ihre Kindheit war heiter und froh. Sie war das jüngste von vier Geschwistern: zwei Brüder und eine Schwester. Sie hatten ein kleines Häuschen in der Frauensteinerstraße. Der Vater und die beiden Brüder waren Weißbinder von Beruf und in ihrer Freizeit spielten sie in der Dotzheimer Blaskapelle.

Die Mutter war Wäscherin. Sie hatte ein paar feine, reiche Leute in Wiesbaden, für die sie die Wäsche wusch und bügelte. Die Schwester war Schneiderin und meine Mutter arbeitete in der Kapselabrik im Weilburger Tal. Es war eine fleißige und angesehene Familie.

Wenn die Brüder und der Vater zum Tanz aufspielten, durften die beiden Mädchen mitgehen. Auf einer solchen Veranstaltung im Januar 1928 begegneten sich meine Eltern und verliebten sich ineinander. Mein Vater war Holzfäller und viele seiner Arbeitskollegen kamen aus Dotzheim; deshalb durfte er mit seinem Bruder August zum Tanzen kommen. Die Dotzheimer Burschen achteten nämlich darauf, dass keine fremden Burschen aus den Nachbarorten kamen und ihnen die Mädchen wegschnappten. Sie lauerten hinter Hecken und Büschen und schlugen mit Knüppel auf sie ein. Doch mein Vater hatte eine Sonderstellung, denn er war stark und tüchtig; deshalb wurde er von allen geachtet und anerkannt.

Er war ein schöner blonder Jüngling mit blauen Augen, breiten Schultern, schlanker Taille und starken Muskeln. Kein Wunder, dass sich meine Mutter in ihn verliebte. Sie selbst war auch hübsch, hatte dunkle Haare und braune Augen, war groß und schlank. Anton und Johanna waren ein schönes Paar. Nach einiger Zeit merkte Johanna, dass sie schwanger war – sie vertraute sich ihrer Mutter an. Ein uneheliches Kind war damals noch eine große Schande. Deshalb ging Mutter Bleidner mit ihrer Tochter gleich zu Anton. Wo er zu finden war, wussten sie genau. Oma war eine resolute Frau, die nicht lange fackelte und schnurstracks auf den Tisch zuzuging, an dem sie ihn vermutete. Sie fing gleich laut an zu schimpfen, doch Johanna hielt ihre Mutter zurück, denn sie hatte den Falschen erwischt, den Bruder August. Anton war, als die beiden Frauen zur Tür hereinkamen, unter dem Tisch verschwunden. Nun kam er doch wieder zum Vorschein und bekannte sich zu seiner Tat.

Der Traum vom Auswandern war nun ausgeträumt, es musste geheiratet werden. Im Familienrat wurde beschlossen, dass die Hochzeit im Mai 1928 stattfinden sollte. Es war eine schöne große Feier mit 60 Gästen und einer Blaskapelle. Das junge Ehepaar blieb im Elternhaus von Johanna, in Dotzheim in der Frauensteinerstraße 82 wohnen.

An einem schönen frühen Herbsttag, am 28.9.1928, kam ich zur Welt. Meine Eltern gaben mir den Namen meiner beiden Großmütter Elli Elise Lina. Ich war das erste Baby im Hause Bleidner und wurde von allen sehr verwöhnt. Es gab auch einen Spitz, der mich immer gut bewachte.

Schreien konnte ich auch sehr laut und viel. Besonders wenn mein Vater von der Arbeit müde und abgespannt nach Hause kam. Einmal muss es ganz schlimm gewesen sein, denn mein Vater fuhr mit seinem Fahrrad nach Wiesbaden zum Woolworth, einen Schnuller kaufen. Dort waren sie etwas billiger als in anderen Geschäften. Als mein Vater aus dem Geschäft heraus kam, war sein Fahrrad weg; es war ihm gestohlen worden. Das war sehr schlimm, denn er brauchte sein Fahrrad, um zur Arbeit zu fahren. Die Arbeitsplätze im Wald waren oft viele Kilometer weit.

Danach war die Wut noch größer auf mich geworden. Als ich wieder einmal sehr viel schrie, wollte mein Vater mich mit dem Gitter meines Kinderbettchens erdrücken; meine Mutter kam noch rechtzeitig dazu und konnte Schlimmeres verhindern. Danach war ich wieder etwas ruhiger geworden.

Zwei Jahre später meldete sich wieder Nachwuchs an. Die Wohnung bei den Großeltern wurde nun zu klein, wir zogen nach Wiesbaden in die Dotzheimer Straße in die Nähe des Sportplatzes Kleinfeldchen. Familie Bode gab uns eine schöne Wohnung. Dort wohnten zwei Brüder, der eine war Musiker im Orchester des Staatstheater Wiesbaden und nicht verheiratet. Der andere Bruder hatte eine Familie, war Polsterer und Tapezierer. Er hatte eine liebe Frau und zwei Töchter, die etwas älter waren als ich, sie hießen Edith und Emmi. Dort kam mein Bruder Anton zur Welt. Leider wurde der Kleine nur sechs Wochen alt, dann starb er am plötzlichen Kindstod. Wir waren alle sehr traurig.

Anfang der 30er Jahre fand einmal im Paulinenschlösschen ein Musikwettbewerb mit Tombola statt. Opa und die beiden Brüder von Mama machten Musik. Onkel Karl hat ein Los genommen und gewann eine 14-tägige Schiffsreise nach England. Er war aber sehr schüchtern und traute sich nicht, die Reise anzutreten.

Mein Vater war etwas mutiger, deshalb bekam er die Reise von Onkel Karl geschenkt. Auf dem Schiff waren nur sehr reiche, elegante und weltgewandte Leute. Unter ihnen fühlte sich mein Vater sehr unbehaglich und blieb in seiner Kabine. Einem Stuart fiel auf, dass immer ein Passagier fehlte und ging nachsehen. Es könnte ja sein, dass jemand seekrank oder über Bord gegangen sei. Doch er fand meinen Vater wohlbehalten in seiner Kabine. Der Stuart hatte großes Verständnis für meinen Vater, als er hörte, weshalb er seine Kabine nicht verlassen wollte. Von nun an bekam er seine Mahlzeiten in seiner Kabine serviert.

Vater war froh, als die 14 Tage Abenteuer endlich vorüber waren und konnte wieder zu seiner Familie und in seinen geliebten Wald zurück.

Als ich ungefähr drei Jahre alt war, heiratete mein Onkel Karl, der Bruder meiner Mutter und Tante Pauline. Tante Malschen, die Schneiderin, nähte das Brautkleid und ein wunderschönes Organzakleidchen für mich, denn ich durfte den Schleier tragen. Es war ein tolles Erlebnis, ich kam mir vor wie eine Prinzessin.

Einige Zeit später machte meine Oma mit mir und dem Frauenverein eine Schifffahrt auf dem Rhein; Opa machte mit seiner Kapelle Tanzmusik. Ich hatte mein schönes Kleidchen an und musste damit über den Tisch laufen. Wie auf einem Laufsteg, alle bewunderten mich. Oma war stolz und ich fand das schön.

Jedes Jahr zur Faschingszeit war Opa mit seiner Musikkapelle ausgebucht, er war weit und breit bekannt und beliebt. Auch mit dem Rosenmontagszug in Mainz zogen sie durch die Straßen. Ich stand am Straßenrand mit Oma, Papa und Mama und jubelte den Musikanten zu.

Mein Opa nahm mich oft mit in den Wald zum Pilze sammeln, er roch die Pilze schon von weitem. Darüber wunderte ich mich sehr.

Wir beide aßen auch gerne Handkäse. Wenn wir vom Einkaufen kamen, durfte ich auf seinem Schoß sitzen und Handkäsebrot essen. Ich hatte meinen Dotzheimer Opa sehr lieb.

Im Winter war es sehr schön, es gab viel Schnee. Er blieb meistens bis Mitte Mai liegen. Nur die Gehwege wurden frei geschaufelt. Auf der Frauensteinerstraße durfte man rodeln.

Die Pferdefuhrwerke kamen da sowieso nicht hinauf, denn die Straße war viel zu steil, deshalb ideal zum Rodeln; wir Kinder hatten viel Spaß. Als es dunkel wurde, kamen die großen Kinder und Erwachsenen mit Fackeln und fuhren auch mit ihren Schlitten. Es gab damals noch keine Straßenbeleuchtung. Es war ein großes Gaudi – ein unvergessenes Kindheits- und Jugenderlebnis.

Man erzählte mir, dass im Winter 1928/29 der Rhein zugefroren war. Darauf waren Karussells, Würstchenbuden und Glühweinbuden aufgebaut gewesen. Die Leute wären Schlittschuh gelaufen, mit Pferdekutschen gefahren oder einfach nur über das Eis gelaufen. Meine Eltern sind auch mit mir im Kinderwagen über den Rhein gegangen. Es war eine Sensation, denn danach war es niemals mehr so kalt.

An einem schönen Sommertag machten meine Eltern mit mir einen Ausflug zum Strandbad bei Schierstein. Mein Vater sprang vom Sprungbrett ins Wasser. Er kam nicht gleich wieder zum Vorschein, denn er schwamm unter Wasser weiter. Er war ein guter Schwimmer. Das wusste ich noch nicht und fing fürchterlich an zu schreien. Die Leute liefen alle zusammen, sie glaubten,

es sei etwas Schlimmes passiert. Doch auf einmal kam mein Vater wieder aus dem Wasser. Ich war froh, denn ich hatte große Angst um ihn.

Mein Großvater aus der Stadt hatte die Wiesen im Rabengrund gepachtet; dort machte er Heu für die Bauern aus Wiesbaden und Sonnenberg. Mein Vater war noch klein, da musste er schon sehr früh seinem Vater helfen. In der Marktstraße und Luisenstraße gab es damals noch Bauern, diese belieferte er. Als ich noch ein kleines Mädchen war, wurden immer noch die Wiesen gemäht. Ich bekam einen kleinen Rechen aus Astgabeln gemacht und ging hinter dem Mäher her und machte das Heu auseinander. Nach einigen Tagen war das Heu getrocknet, es wurde auf einen Pferdewagen geladen und zum Bauern gebracht – oben auf dem Heuwagen durfte ich mitfahren. Es ging durch den Wald, über den Rundfahrweg durchs Nerotal, über die Taunusstraße und Wilhelmstraße zu den Bauern. Von oben hatte man eine herrliche Aussicht, es wurde gesungen und gelacht, es war lustig.

Mit 5 Jahren kam ich in Erholung nach Bad Kreuznach. Die beiden Mädchen von Familie Bode, bei der wir damals wohnten, fuhren auch mit. Ich bekam Heimweh. Eines Tages habe ich meine ganze Tube Zahnpasta aufgegessen, sie schmeckte so gut nach Pfefferminz. Meinem Magen war das nicht gut bekommen, ich wurde krank. Ich war froh, als die sechs Wochen um waren und ich wieder heimfahren durfte.

Zu Weihnachten kaufte sich mein Vater ein Grammophon. Es war etwas ganz besonderes zu jener Zeit, sozusagen der letzte Schrei. Alle Verwandten kamen und bestaunten das neue Ding. Darauf wurden Schellackplatten gespielt. Die Musik kam aus einem großen Trichter. Radio und Fernsehen gab es damals noch nicht.

Ein Jahr später, bekam ich von meinem Opa aus Dotzheim einen selbstgebastelten Kaufladen geschenkt. Mit einer richtigen Waage mit Gewichten, einer Kasse und vielen gefüllten Schubfächern. Ich hatte große Freude daran und wünschte mir, einmal Verkäuferin in einem Lebensmittelgeschäft werden zu dürfen. Mein Wunsch ging in Erfüllung, ich durfte diesen Beruf lernen und hatte große Freude daran.

Einige Zeit später zogen wir in die Karlstraße 13; dort wurde mein Bruder Heinz am 8.4.1934 geboren. Wir wohnten nicht so lange dort. Bin nur kurz in die Hebbelschule gegangen. Ein Mädchen, Irene Kirsch, aus dieser Klasse ist mir bis jetzt eine treue Freundin geblieben.

An ein schlimmes Erlebnis kann ich mich noch erinnern. In der Vorweihnachtszeit am Nikolaustag schickten mich meine Eltern am Abend noch in ein Geschäft Ecke Rhein- und Oranienstraße etwas einkaufen. Es war schon ziemlich dunkel, da kam ein großer Nikolaus und wollte mich mitnehmen. Ich lief ganz schnell weg, konnte unser Haus noch erreichen, stürmte die Treppe

hinauf, doch der Nikolaus war dicht hinter mir. Ich schrie aus Leibeskräften, da machte eine Frau im ersten Stock ihre Abschlusstür auf und nahm mich in Schutz. Der Nikolaus konnte unerkant flüchten, von dieser Zeit an hatte ich immer ein banges Gefühl vor einem Nikolaus.

Ich war froh, als wir dann wieder umzogen. Dieses mal in die Kiedricherstraße 2. In diesem Haus Ecke Dotzheimer Straße war die Bäckerei Beisigel. Wir wohnten im 4. Stock und hatten eine herrliche Aussicht über die Stadt, den Taunus und auf den Elsässer Platz. Dort gab es viel zu sehen. Frühlingsfest, Andreasmarkt und Zirkus wurden dort abgehalten.

Ich hatte meinen kleinen Bruder sehr lieb und ging sehr viel mit ihm spazieren ins Klarenthal. Es hätte alles so schön sein können, doch plötzlich fand das friedliche Familienleben ein jähes Ende. Unsere Eltern wollten sich scheiden lassen. Meine Mama und ich, wir mussten die Wohnung verlassen und zogen in die Seerobenstraße. Mein Vater behielt die Wohnung und meinen Bruder Heinz, der gerade erst ein Jahr alt war. Vater musste Arbeiten, hatte keine Zeit für das Kind, deshalb brachte er ihn ins Kinderheim Paulinenstift zu den evangelischen Schwestern.

Meine Mutter hatte erfahren, dass Vater ein Verhältnis mit der Frau eines Arbeitskollegen hatte. Eines Tages ging meine Mutter mit mir zu dieser Frau und bat um eine Unterredung, die ihr auch gewährt wurde. Auf dem Heimweg weinte meine Mama sehr, ich verhielt mich ganz still, denn ich war genauso traurig.

Ein paar Tage später besuchten wir die Großeltern in Dotzheim. Mit ihnen hatte Mama eine Aussprache geführt. Sie schrieb einen Brief, dann gingen wir wieder. Unterwegs kaufte Mama einen Kuchen, Vater aß gerne Süßes. Nun musste ich den Brief und den Kuchen zu Papa in die Wohnung bringen und auf Antwort warten.

Er schickte mich hinunter, Mama sollte herauf kommen. Wir tranken dann zusammen Kaffee und aßen den Kuchen. Sie hatten sich wieder versöhnt, wir durften wieder nach Hause kommen. Heinz holten wir noch am gleichen Tag im Kinderheim ab. Danach war das Kind sehr ängstlich, weinte viel und klammerte sich fest an Mama, wenn es von weitem eine Schwester sah.

Danach folgte eine schöne harmonische Zeit. Wir machten gemeinsame Spaziergänge und Radwanderungen. Einmal wurden wir von einem starken Gewitter überrascht. Wir fanden in einer Schutzhütte Unterschlupf, dort setzten wir uns ganz nah aneinander und hielten uns lieb. So hätte es ewig weiter gehen können, doch das Schicksal wollte es anders.

An einem Sonntag im November 1936 besuchten wir gemeinsam unsere Oma in Dotzheim. Opa war gerade ein halbes Jahr vorher gestorben. Nach dem Mittagessen legte meine Mama meinen Bruder Heinz ins Bett zum

schlafen. Oma war schon wieder in der Waschküche und wusch für die Kundschaft aus der Stadt die Wäsche. Im Herbst und Winter musste schon sonntags damit angefangen werden, denn auf dem Speicher trocknete die Wäsche nicht so gut wie im Sommer im Freien. Als Oma einen Korb mit Wäsche fertig hatte, bot meine Mama ihr an, den Korb auf den Trockenboden zu tragen. Papa hat ihr dabei geholfen, ich lief hinterher. In einer Ecke stand ein Gewehr, das gehörte Onkel Karl; er schoss damit auf Spatzen, damit sie nicht in seinen Taubenschlag flogen. Onkel Karl war ein begeisterter Taubenzüchter. Er hat viele Preise gewonnen. Das Gewehr hat er immer ungeladen dort stehen gehabt. Mein Vater nahm nun das Gewehr und zielte im Spaß auf meine Mama. Doch dieses Mal war das Gewehr geladen; es ging ein Schuss los und traf Mama direkt ins Herz, sie sagte: „Ei Anton, Du hast ja auf mich geschossen?!“ und fiel in Ohnmacht. Vater nahm sie auf seine starken Arme, trug sie die Treppe hinunter und legte sie auf das Bett in dem Heinz schlief. Mama schlug noch einmal die Augen auf, sah ganz traurig auf Heinz und mich und sagte: „Was wird nun aus meinen armen Kindern?“ Danach sank sie zurück und schloss die Augen – für immer. Sie war noch so jung, erst 28 Jahre alt. Wir konnten es gar nicht fassen und waren sehr traurig.

Vielleicht hat meine Mama ihren Tod vorausgeahnt, denn es gab zwei Begebenheiten, aus denen man es schließen könnte: An Silvester war es Brauch, Blei zu gießen – das machte auch unsere ganze Familie. 1936. Danach musste jeder sein Gebilde, das er gegossen hatte, erklären. Mama sah ein Gewehr und einen Mond und sagte spontan: „Ich werde einmal in den Mond geschossen“. Alle lachten darüber und fanden es als guten Witz. Ein paar Tage vor ihrem Tod sagte meine Mutter zum Vater: „Ich habe alle wichtigen Papiere geordnet und im Wohnzimmerschrank deponiert. Im Fall, das mir etwas passiert“. Doch Papa hat geantwortet: „Was soll Dir denn daheim passieren? Ich bin doch im Wald mehr einer Gefahr ausgesetzt“. Etwas Bestimmtes hat sie ja nicht gewusst, aber vielleicht geahnt.

Heinz war gerade erst zweieinhalb Jahre alt und hatte das alles noch nicht so ganz begriffen. Er kam zu Oma und Opa in der Stadt. Sie hatten schon ein Waisenkind, unsere Cousine Zita. Ihre Eltern waren schon beide tot. Onkel Fritz, der Bruder von meinem Papa, ist an Lungenentzündung gestorben und seine junge Frau an Blutvergiftung. Das Penicillin war damals noch nicht erfunden. Sonst würden sie heute vielleicht noch leben. Die Großeltern hatten jetzt für zwei Kinder zu sorgen. Papa musste ja arbeiten.

Ich blieb bei meiner Oma in Dotzheim, es ging mir dort sehr gut – aber ich vermisste meine Mama sehr. Von nun an ging ich in Dotzheim in die Schule. Wir hatten eine sehr liebe Lehrerin, sie hieß Fräulein Gibler. Sie lernte auf eine besondere Art mit uns. Kindern. Wer fleißig war, besonders beim Wett-

rechnen gut mitmachte, wurde belohnt und bekäme eine Praline dafür. Natürlich war das ein Ansporn und es gab keine faulen Schüler mehr. Leider wurde unsere Lehrerin nach einem Jahr an eine höhere Schule versetzt. Wir weinten tagelang, doch das half alles nichts. Wir bekamen einen neuen Lehrer, er war auch ein guter Pädagoge, doch der Eifer ließ bei den Schülern beträchtlich nach.

Meine Schulfreundin hieß Gerda Diehl, sie wohnte im Haus neben uns. Ich hatte auch noch zwei Spielkameradinnen: Helga Dahlem und Helma Weber. Wir verbrachten eine schöne Zeit miteinander. Meine Oma hat versucht, mir eine schöne Kindheit zu schenken. An Ostern hat sie mir ein schönes Nest versteckt. Als ich das Nest fand, war der Osterhase in der Sonne geschmolzen. Oma hat sehr geweint, denn es war ein sehr großer Hase, der viel Geld gekostet hatte. Ich habe Oma getröstet, denn ich hatte ja noch einen wunderschönen Ball bekommen, worüber ich mich sehr gefreut hatte.

In der Zeit, in der ich bei meiner Oma war, gab es die schönen Shirley Temple Filme. Ich durfte mir alle ansehen, denn sie gefielen mir so gut. Oma schenkte mir dann zu Weihnachten eine Puppe, die wie Shirley Temple aussah, ihre schönen Tanzkleidchen waren dabei, darüber hatte ich mich riesig gefreut. Ich ließ die Puppe immer im Karton, denn ich hatte Angst, ich würde sie kaputt machen. Mit meinen anderen Spielsachen ging ich nicht so behutsam um, ich musste allem in dem Bauch gucken. Doch diese Puppe war etwas ganz besonderes für mich.

Einmal fuhr ich mit meiner Oma auf die Loreley. Dort hatte eine Schwester von ihr ein Restaurant. Ein Arbeitsdienstlager war auch da oben stationiert. Eine Cousine von mir, die im Restaurant arbeitete, hatte sich in einen Arbeitsdienstburschen verliebt. Sie war froh, dass ich mit meiner Oma gekommen war. Ich musste Amor spielen, sie schickte mich mit einem Briefchen zu dem betreffenden jungen Mann und sollte auf Antwort warten. Ein paar mal musste ich vom einen zum anderen gehen, bis es endlich mit einer Verabredung klappte. Sie wurden ein glückliches Paar.

Oma war eine fleißige Frau, sie hatte viele Kundinnen in der Stadt, für die sie die Wäsche gewaschen hat. Nach dem Tod von Opa musste sie die ganze Wäsche alleine nach Hause holen und wieder in die Stadt bringen. Dazu benutzte sie einen Leiterwagen oder einen Korb, den sie auf dem Kopf balancierte. Zum Bügeln hatte sie Hilfe, da kamen zwei ältere Frauen: Babedchen und Settchen. Sie erzählten mir lustige Geschichten beim Bügeln und ich hörte andächtig zu.

Meine Oma konnte auch wunderschön stricken, für mich hat sie viele schöne Pullover und Jäckchen gestrickt. Am Tag als meine Mama starb, hatte sie ein Jäckchen fertig bis auf die Knöpfe. Oma wollte damit meiner Mama eine

Freude machen, doch sie hatte es nicht mehr erleben dürfen. Immer wenn ich das Jäckchen anzog, hat Oma geweint und ich war traurig.

Mittlerweile war ich zehn Jahre alt geworden. Da nahm mein Vater mich mit auf eine Schifffahrt. Meine Oma machte mich fein, sie zog mir mein schönstes Kleidchen an, eine frische Schürze und selbstgestrickte Strümpfe. Als ich damit zu meiner Oma nach Wiesbaden kam, wurde ich ausgelacht. So konnte ich nicht mit meinem Vater auf das Schiff gehen. Sie gab mir von meiner Cousine Zita ein Kleid und feinere Strümpfe, das sah natürlich viel hübscher aus. In der Stadt waren damals die Leute schon viel eleganter angezogen; Dotzheim war noch ein Dorf. Mein Vater hatte etwas auf dem Herzen, das er mit mir auf dem Schiff besprechen wollte. Er drückte mich ganz fest an sein Herz und hatte Tränen in den Augen. Er sagte, dass er wieder heiraten wollte, damit wir wieder eine richtige Familie würden. Er würde eine junge Frau kennen, die ihn gerne heiraten würde. Doch er nähme eine ältere Frau, die bestimmt besser zu uns Kindern wäre und mehr Verständnis für ihn hätte. Ich sagte dann zu meinem Vater, dass das bestimmt eine gute Lösung sei und ließ alles mit gemischten Gefühlen auf mich zu kommen.

Im November 1938 heiratete mein Vater wieder. Es war die Frau, mit der mein Vater zu Lebzeiten meiner Mutter ein Verhältnis gehabt hatte. Sie war vorher schon 15 Jahre mit Karl Gruber, einem Arbeitskollegen, verheiratet. Hatte aber keine Kinder, nun hatte sie gleich zwei große Kinder.

Ich musste nun wieder von meiner Oma fort, sie weinte sehr. Jetzt hatte sie mich auch wieder verloren. In Dotzheim wurde ich in der Landgraben-Schule abgemeldet und in der Lorcher-Schule in Wiesbaden angemeldet. Dort bekam ich eine liebe Klassenlehrerin: Fräulein Rupp. An meine neuen Klassenkameradinnen gewöhnte ich mich schnell. Sie waren alle nett zu mir. Sie hatten gerade mit dem Schwimmunterricht begonnen, der ein halbes Jahr dauert. Nun konnte ich auch gleich mitgehen. Leider wurde ich krank, bekam einen großen Furunkel, durfte nicht ins Wasser. Papa sagte: So was hätte er noch nicht gesehen. Es hat lange gedauert, bis er geheilt war. Nur noch zwei Mal konnte ich mit ins Viktoria-Bad gehen, dann war der Unterricht vorbei. Ich habe nicht schwimmen gelernt. Der Schwimmlehrer hat sich mit mir keine Mühe mehr gegeben. Else Hartmann wurde meine Freundin. Leider hat sie später einen Amerikaner geheiratet und ist ausgewandert. Ihre Mutter war eine ganz liebe Frau. Ich traf sie oft in der Stadt. Sie erzählte mir dann alles von Else und bedauerte sehr, dass Else so weit von ihr weg ist.

Am Anfang, als wir alle wieder beieinander waren, hatte Mutter viel mit uns geschimpft. Sicher war sie mit zwei Kindern total überfordert, sie war ja keine Kinder gewöhnt. Das hatte Papa gar nicht gefallen. Da sagte er einmal zu ihr: „Hast Du denn gar nicht ein bisschen Liebe für die Kinder übrig?“ Darauf hat

sie nichts geantwortet, aber von da an wurden wir nur noch getadelt, wenn Papa nicht zuhause war. Manchmal sprach sie tagelang überhaupt nichts mit mir, das war für mich noch viel schlimmer. Ich wollte nie die Mutter ärgern, doch ich konnte machen was ich wollte, es war immer falsch. Wenn Mutter beim Frisör oder beim Arzt war, habe ich ihr eine Freude machen wollen. Ich putzte unsere Zimmer und wischte Staub, doch sie – fand immer noch eine Beanstandung. Das nächste Mal getraute ich mich nicht mehr, etwas zu machen und wurde „Faultier“ genannt. Auf dem Heimweg von der Schule habe ich manchmal gebetet „Lieber Gott mach, dass Papa zuhause ist“, das konnte aber nicht sein, denn er musste ja Geld verdienen.

1939 bekam unsere neue Mutter selbst einen Sohn. Er hieß Wolfgang. Eines Nachts mussten wir den Dr. holen. Dem Kleinen ging es nicht gut. Mutter weckte mich und ich musste Dr. Winter holen. Er wohnte an der Ringkirche. Leider konnte er unserem Kleinen nicht mehr helfen. Er starb mit sechs Wochen am plötzlichen Kindestod – genau wie unser Bruder Anton.

Zunächst durfte ich noch meine Oma in Dotzheim besuchen und das Grab meiner Mutter pflegen; doch so nach und nach wurde ich von beiden Seiten ausgefragt. Oma wollte wissen, ob die neue Mutter gut zu uns wäre, ob wir satt zu Essen bekämen und sonst noch so allerlei. Zuhause war das gleiche: die Eltern wollten wissen, was Oma gesagt hat. Da ich immer zur Wahrheit erzogen wurde, sagte ich alles genau. Das war ein großer Fehler, denn Vater wurde böse und verbot mir, weiterhin die Oma zu besuchen. Wir hatten uns aber sehr lieb. Sie besuchte mich manchmal in der Schule, wenn wir Pause hatten. Sie brachte mir dann eine Tüte mit Stückchen und Süßigkeiten mit. Ich teilte alles mit meinen Klassenkameradinnen, für mich allein wäre es zu viel gewesen. Eines Tages kam Oma wieder einmal und brachte mir ein wunderschönes hellblaues Jäckchen mit Edelweiß und Enzian bestickt – ans Schulter. Das hatte sie für mich gestrickt und es sah ganz entzückend aus. Ich getraute mich zuerst gar nicht, damit nach Hause zu gehen, denn ich hatte Angst vor Strafe. Doch dann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sagte zuhause die Wahrheit. Zu meiner großen Überraschung durfte ich das Trachtenjäckchen behalten und geschimpft haben sie auch nicht.

Mit unserer Turn- und Handarbeitslehrerin, Fräulein Struth, machten wir eines Tages einen Ausflug nach Frauenstein zum Grauen Stein. Wir wanderten durch Dotzheim, die Frauensteinerstraße hinauf und kamen am Haus meiner Oma vorbei. Ich wünschte mir sehr, dass sie am Fenster schaute oder am Hoftor stünde. Aber leider war es nicht der Fall. Ich war sehr traurig und habe geweint. Die Lehrerin hat das gesehen und hat mich nach dem Grund gefragt. Ich habe ihr alles gesagt und durfte meine Oma besuchen. Sie war in der Waschküche und hat gewaschen. Vor lauter Freude über meinen plötzli-